

36, 1989, 428 ff.). Rez. vertritt dabei allerdings die Annahme, daß bereits die Verfügung über die Ressourcen eines entsprechenden Einzugsgebietes, eben nicht nur der Fernwege und Bodenschätze, es einer Elite ermöglicht haben dürfte, als Teilhaber in überregionalen Austauschbeziehungen aufzutreten. Dem Transitverkehr wird in der Vorstellung des Verf. eine überaus starke Rolle zugebilligt (S. 134): „Der Reichtum dieser Plätze ergab sich allein aus ihrer Position im innerkeltischen Handel ...“. Der daraus an den Umschlagplätzen abgezweigte Profit trägt danach weitgehend das ganze System der Späthallstattzentren und erfordert mithin schon ein beträchtliches Fernhandelsvolumen in einem Kommunikationsnetz, dessen Existenz ja keineswegs bestritten werden kann. Was also wurde hier im großen Stil oder an Kostbarkeiten mit Gewinn hin- und herbewegt, etwa auf der großen West-Ost-Achse mit Breisach und Heuneburg (Abb. 40-42)? Der Südimport war es ja offenbar im wesentlichen nicht (S. 134 ff.). Darüber wäre nachzudenken - und über die Rolle der Eliten als Handelsherren oder doch als kluge Hüter und Mehrer handelspolitischer Vorzugsstellungen (tendenziell eher anders Verf. S. 68) alternativ etwa zur Rolle als regionaler Machthaber, Nutznießer territorialer Wirtschaftskraft und als Konsumenten von Prestigegütern. Die Betonung wassergebundenen Verkehrs, wo denn möglich, ergänzt allerdings durchaus konsequent die Vorstellung des Verf. von einem Fernhandel größeren Stils. Gerade bei der hier vielfach zugrundegelegten Kleinflußschiffahrt rechtfertigt wohl erst ein größeres und regelmäßiges Transportvolumen den zweifellos notwendigen Aufwand zur Freihaltung der Wasserwege und bei der Vorhaltung von Fahrzeugen und Personal.

P. Schröter nimmt die anthropologische Untersuchung von zwei hallstattzeitlichen Skeletten vom „Münsterberg“ zum Anlaß für einen sehr breit angelegten Forschungsüberblick (S. 363-410) zur Anthropologie der Kelten. Rez. als Laie glaubt ihm entnehmen zu dürfen, daß die archäologisch-historische Analyse von einer anthropologischen Typendiskussion derzeit wenig berührt wird.

I. Stork standen zur Beurteilung der spälatènezeitlichen Besiedlung des „Münsterberges“ (S. 175-198) kaum verwertbare Befunde (H. Bender S. 327 ff. Beil. 7) und wenige Funde (Taf. 63-77), knapp 300 ansprechbare Scherben und vier Fibeln, dazu vier keltische Münzen (S. 359), zur Verfügung. Wichtig ist der Hinweis auf den Manuskriptabschluß 1986, womit die auch vom Trierer Land her (A. Miron) intensivierte Spälatènediskussion nicht mehr einbezogen worden ist. Die kommentierte Fundübersicht bezieht sich zudem in starkem Maße auf einen Vergleich mit der großen, als Dissertation vom Verf. bearbeiteten Vorgängersiedlung von Breisach „Hochstetten“ (Abb. 3), deren Publikation noch ausstand (Anm. 1). „Die Bedeutung des Münsterbergmaterials liegt darin, daß es den Fundbestand des ... 'Horizontes Basel-Münsterhügel' erweitert und ergänzt“ (S. 195) bzw. der Abfolge Basel-Gasfabrik - Basel-Münsterhügel, vielleicht mit leichten chronologischen Abweichungen, in Breisach eine ähnliche zeitliche und topographische Abfolge am Oberrhein zugesellt. Eine früheströmische Folgenutzung liegt hier allerdings nicht vor.

Hans Nortmann, Trier

Ferdinand Maier/Udo Geilenbrügge/Erwin Hahn/Heinz-Jürgen Köhler/Susanne Sievers, Ergebnisse der Ausgrabungen 1984-1987 in Manching. Mit Beiträgen von Norbert Nieszery, Thomas Hilgart, Ingo Keesmann, Heinrich Thiemeyer, Ralf Schramedei, Karl Brunnacker und Hansjörg Küster. Die Ausgrabungen in Manching 15 (Stuttgart 1992). Text- und Tafelband. XVI und 506 S., 196 Abb., 60 Tab., 189 Taf., 20 Beil. Leinen, 298,- DM.

Seit 1987 zieht sich die Nordumgehung des Ortes Manching bei Ingolstadt gleichsam über den Nabel der mitteleuropäischen Keltenforschung. In Zusammenarbeit von Denkmalamt und RGK konnten 1984-87 im bislang unerschlossenen Nordteil des Oppidums knapp 2 ha Innenfläche einschließlich eines Wallschnittes vorbeugend ausgegraben werden. Damit summieren sich alle Ausgrabungen auf einen doch wohl schon repräsentativen Querschnitt, wenn auch erst von knapp 3 % der Gesamtfläche. Das vorliegende Gemeinschaftswerk des auch an der Ausgrabung beteiligten Autorenteam mit F. Maier als Herausgeber versteht sich nach diversen Vorberichten als Schlußpublikation mit „aufeinander bezugnehmender Auswertung“ (S. 1) von Funden und Befunden.

Das umfangreiche „Inventar der Grabungsjahre 1984-87 mit Fundstellenübersicht und Katalog“ erscheint hier zugunsten einer Auswahl charakteristischer Gruben nicht gedruckt, ist aber für Interessenten bei der RGK zugänglich (S. IX).

Die klare Darstellung der Siedlungsbefunde durch H.-J. Köhler kann auch in ihrer graphischen Aufbereitung (Taf. 1-33; Beil. 2-7) als gelungenes Lehrbeispiel dieser Aufgabe angesehen werden. Das schließt gelegentliche Einwände nicht aus:

Die Interpretation von Grundrissen mit Vorbau (Varianten 1a; 2a) als Speicher mit Aufgang (S. 35 f.) ergibt für den Rez. konstruktiv keinen rechten Sinn (vgl. dazu etwa *Germania* 71, 1993, 75 ff. Abb. 11; 13-16) und findet weder im Vergleich der Grundflächen noch bei den Pfostenstärken eine statistische Stütze. Die Annahme, daß darüber hinaus Vierpfostengrundrisse grundsätzlich Speicher darstellen (S. 36; Beil. 5-7), hat erheblichen Einfluß auf die Vorstellungen zum Siedlungsbild.

Der Versuch einer Bebauungsrekonstruktion mit vier Bauphasen (S. 56 ff.; Beil. 5-7; Abb. 30-34) kann sich auf eine bis zu vierfache Überlagerung etlicher Grundrisse sowie drei echte Stratigraphien mit einer zwei- oder dreifachen Abfolge stützen (eine Tabelle wäre hier sinnvoll gewesen). Mit der jüngeren Besiedlung ist eine Ausweitung verbunden, vom zentrumsnahen Areal mit lockerer, vielleicht gehöftartiger Struktur zum nördlichen Rand mit einer eher zeilenartigen Bebauung. Dazwischen liegt ein ausgedünnter, aber durchaus besiedelter Bereich mit vielen Gräbchen (zur Drainage?: H. Thiemeyer S. 417 f.), für den H. Küster aufgrund botanischer Makrorestanalyse die Verwendung als oppidumzeitliches Ackerland postuliert (S. 451 f.). Diesem Areal gehört auch das bereits publizierte Kultbäumchen aus der ältesten Besiedlungsphase an, von F. Maier hier nur knapp rekapituliert (S. 336 f.). Die von Köhler vorgeschlagene Zuordnung phasengleicher Bauten, Brunnen, Gruben und Gräben, Kontinuität und Differenzierung besitzen sicherlich eine gewisse Plausibilität und dürften als Gesamtentwurf vorerst ohne Alternative bleiben. Es setzt diese Leistung nicht herab, wenn darauf hinzuweisen ist, daß die Zuordnung nach den zugänglichen Kriterien als Ganzes allerdings auch kaum als verbindlich angesehen werden kann.

U. Geilenbrügge stützt sich bei der Keramikauswertung erstmals auf einen dokumentierten Gesamtbestand von Rand- und Bodenscherben aus der Grabungsfläche (S. 65). Für die im wesentlichen oppidumsinterne Analyse hat er dabei ein gattungsübergreifend angelegtes Beschreibungs- und Kodierungssystem entwickelt, das eine detaillierte und präzisere Ansprache auch von siedlungstypischen, kleineren Fragmenten gewährleisten soll als die zu Manching schon vorliegenden Keramikbearbeitungen. Angestrebt wird die Verbreiterung der Auswertungsbasis um jene Scherben, bei denen eine Zuordnung zu den bekannten, nach dem Oberteil („Randform“) definierten Typen nicht möglich ist. Von besonderer Bedeutung werden dabei Randprofile („Lippen“) und eine Differenzierung der Tonmaterialien. In drei Kombinationsstatistiken (Abb. 46-48, leider ohne Zahlen) wird dargelegt, daß Randlippen, Tontyp der glatten Drehscheibenware (Dk) und Oberteilform („Rand“) nicht zufallsbestimmt zusammen vorkommen, sondern eine Gruppierung erlauben. Bis hierher kann man dem Verf. ohne weiteres folgen. Ausgehend von der Kombination Lippe-Dk (Abb. 46 mit je neun Typen; angegebene Grundmenge: 277 Randscherben) stellt der Verf. darin drei bzw. vier Kombinationsgruppen heraus (1, 2a-b, 3), wo Rez. lediglich eine bipolare, nicht einmal sehr strenge Ordnung mit fließenden Übergängen nachvollziehen kann. Diese Kombinationsgruppen werden als typologische Abfolge chronologisch zu Phasen umgedeutet. Ausgangspunkt ist dabei die „unzweifelhafte formale Verwandtschaft“ (S. 99) von zwei Lippentypen der „Phase 1“ zu einem anderen Lippentyp an frühlatènezeitlichen Graphittontöpfen. Die Kombination Lippe-Form bzw. „Rand“ (Abb. 47 mit neun bzw. sieben Typen; angegebene Grundmenge: 316 Randscherben) zeigt ein ähnlich bipolares Kontinuum, an dessen Enden die konventionell als älter („Rand 40-48“) bzw. jünger („Rand 90-92; 80-81“) eingestuft Formen stehen. Ähnlich verhält es sich bei der Kombination Dk-„Rand“ (Abb. 48; angegebene Grundmenge: 1071 Scherben). Aus den teilweise durchaus nachvollziehbaren chronologischen Schwerpunktverlagerungen mit statistischem Charakter und sehr schmaler Ausgangsbasis sind am Ende dieser Schlüsselpassage unversehens fest definierte Phasen geworden, nachweisbar durch einen von 3-6 Leittypen (Abb. 49), eine differenzierte Chronologie der Mittel und Spätlatènezeit, die selbst das auf Fibeln gegründete System noch übertrifft (vgl. Sievers S. 140). Die Verknüpfung der Manchinger Typochronologie mit locker gestreuten Vergleichsbeispielen aus verschiedenen Teilen der keltischen Welt mag auf ein entwicklungsfähiges System hindeuten. Dem vorliegenden Konstrukt, auf dem weitere Statistiken ähnlicher Art und praktisch die gesamte Keramikauswertung aufbauen, möchte sich Rez. aber nicht vorbehaltlos anvertrauen.

Aufgrund älterer Keramik, die nur in der Manchinger Zentralfläche vorkommt, wird Phase 1=1b (LT C2) noch eine Phase 1a (LT C1) vorgeschaltet (S. 107 f.). Der Ansatz der Phase 3 (LT D1b; vgl. S. Sievers S. 140)) in das „dritte Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr.“ ist weniger bestimmt und orientiert sich an der Manchinger Fibelmonographie von R. Gebhard.

Zur Kontrolle der „Richtigkeit der ... Reihenfolge der Phasen 1-3“ (S. 109) führt Verf. zunächst ausgerechnet eine Grubenstratigraphie (795a/b) an, deren Befund eben nicht über das detaillierte Profil nachvollziehbar ist (hilfsweise dazu, ohne Hinweis, Abb. 21), obwohl es hier von entscheidender Bedeutung wäre. Wenn die dreischichtige Grube b die dreischichtige Grube a insgesamt überlagert, wie es nach dem Profilschema (Abb. 21) kaum anders anzunehmen ist (ähnlich aufgefaßt auch bei der Paßscherbenanalyse S. 129), dann ist der mit Tab. 2-3 versuchte Nachweis einer zeitlichen Staffellung der Keramik hinfällig. Anhand der keramischen Phasenzuordnung der Deckschicht von Grube a eine jüngere Störung anzunehmen (S. 109), führt zum Zirkelschluß. Überhaupt muß die Nähe zur „Oberfläche“ bzw. zum Planum häufiger erhalten, um Widersprüche auszuräumen (z. B. S. 113; 124). Auch scheint den Verf. nicht erkennbar zu verwundern, daß sich die mehrschichtige Verfüllung tiefer Löcher über mehrere Phasen hinzieht. Die Paßscherben- und Schichtenanalyse (S. 129 ff. Abb. 62-64) geht sogar ausdrücklich von einem solchen, gleichsam natürlich ablaufenden Vorgang aus, obwohl die Bodenverlagerung über bis zu 55 m (Abb. 61) andere Verhältnisse nahelegt.

Das nächste Beispiel zweier sich überschneidender Gräben (852-1 / 855-1a; Tab. 4-5), beide mit jüngster Verfüllung aus „Phase 3“, könnte möglicherweise als Plädoyer für eine noch feinere Zeitbestimmung anhand der Anteilsveränderungen im Keramikspektrum aufgefaßt werden. Verf. leitet daraus aber eher auf dem Rez. nicht recht verständliche Weise die Berechtigung für eine „Mehrheitsanalyse“ ab, die einen „Überblick über die Verfüllungsmechanismen“ (S. 113) ermöglichen soll. Verf. kommt dabei zu einer unkonventionellen Folgerung: „Wir wissen nun, wie die Mehrheit der Leittypen der Keramik die Grubenschichten datiert“ (S. 115). Er führt später zwar auch eine „Analyse aufgrund des jüngsten Einzelstücks“ vor (S. 124 ff. Abb. 59), bekräftigt dagegen dann aber mit geringen Abstrichen den gerade zitierten Grundsatz der „Mehrheitsanalyse“, der übrigens auch dem Kontrolldiagramm Abb. 60 zugrundeliegt. Der Versuch, über die „Mehrheitsanalyse“ die Datierung weiterer Keramikmerkmale statistisch einzugrenzen (Abb. 52-58), verfolgt auf methodisch unbefriedigende Weise ein berechtigtes Anliegen, doch bleiben die Ergebnisse selbst unter den gewählten Prämissen wenig eindrucksvoll.

Eine Konkordanz der Phasenzuordnung von Gruben und Gräben durch Köhler (Beil. 5-7) und Geilenbrügge (Beil. 8) liegt nicht vor. Bei insgesamt 65 Einheiten beträgt die Übereinstimmung 45 %, wobei mit zwei Ausnahmen die abweichenden Daten Geilenbrüggens älter sind. Eine Aussage über die „Richtigkeit“ des einen oder anderen Ansatzes soll damit nicht getroffen werden.

Die übersichtliche Besprechung der mehr als 3000 Kleinfunde durch S. Sievers ergänzt oder rekapituliert im wesentlichen die zu einzelnen Gattungen schon vorliegenden oder geplanten Monographien, die beim Glasschmuck, bei den Münzen, Fibeln (Beil. 9) und Waffen auch schon die Fundvorlage für 1984-87 enthalten. In Abhängigkeit vom Stand der Restaurierung konnte darüber hinaus im vorliegenden Band nur eine vollständige Vorlage der Bronzefunde angestrebt werden (S. 137 f.). Bei einer funktionsbezogenen Betrachtung (Beil. 10-11), ein durchgehendes Anliegen, lassen sich nur für die Weiterverarbeitung von (Roh-) Eisen (dazu Beitrag I. Keesmann und T. Hilgart) bzw. eine (Fein-) Schmiedetätigkeit im Nordteil des Oppidums massivere Belege anführen, wobei die wohl jüngere Zeilenbebauung am Nordrand der Grabung schon wieder ein abweichendes Bild bietet. „Von einem regelrechten Handwerkerviertel kann hier wahrscheinlich ebenso wenig die Rede sein wie von einer ausgesprochenen Spezialisierung“ (S. 211). „Eine klare Trennung zwischen metallverarbeitendem Handwerk und der Landwirtschaft ist ... eher unwahrscheinlich“ (S. 211), dabei die Rolle der landwirtschaftlichen Betätigung im Wirtschaftsleben dieses Oppidum-Ausschnittes eher gar nicht einzuschätzen. „Ein klares soziales Gefälle zeichnet sich ... nicht ab. ... Mit Bewaffneten ist ... im gesamten Grabungsbereich zu rechnen“ (S. 211).

E. Hahn bestätigt in seiner Besprechung der menschlichen Skelettreste (Beil. 12) im wesentlichen die bereits von G. Lange vorgetragenen Befunde und Interpretationen „im Hinblick auf den ... Schädelkult und die Sekundärbestattungen“ bzw. den Brauch, „den Verstorbenen bestimmte Knochen aus dem Körperverband zu entfernen.“ „In Manching sind die Menschenknochen innerhalb der Siedlungsfläche verstreut und zeigen eine direkte Relation zur Siedlungsaktivität“, hingegen keine verlässlichen Hinweise auf „kannibalistische Gepflogenheiten“. Es „scheint sich tatsächlich die Tradition einer Sonderbehandlung der Menschenknochen von LT C bis LT D zu bestätigen“ (S. 231 f.).

Auch die Untersuchung Hahns zu den Tierknochen (Beil. 13), ganz „überwiegend Küchenabfall“ und von „gewöhnlichen Haussäugetern“ (S. 267), bestätigt bei gewissen Ergänzungen die älteren Darstellungen für Manching.

Basis schon der vorangegangenen Einzelauswertungen war eine in der Grabung angelegte, sehr fein differenzierte Funddokumentation für Gruben. Zur „Beurteilung des Verfüllvorganges“ (S. 270) wird in Zusammenarbeit von Geilenbrügge, Hahn und Sievers eine „repräsentative ... Auswahl“ von elf teilweise mehrteiligen Gruben mit ihrem Fundbestand (Taf. 65-189) vorgelegt und diskutiert, darunter vier Brunnen (815a; 817d; 830a; 854b), ein muldenartiger Komplex (791), fünf Vorratsgruben (816d; 823b; 974a; 979a; 984a) und der nur nach seinem Grundriß als solcher identifizierte, einzige (Töpfer-?) Ofen (928a). Erwartungsgemäß - und an den natürlichen Einbruchstrichtern (z. B. Abb. 123; 131; 133; 136; 138) gut nachvollziehbar - werden tiefe Grubenteile schneller und steriler verfüllt als die muldenartige Deckschicht, die nach ihrer Zusammensetzung und aufgrund von Verlustfunden zu Recht „häufiger mit der Kulturschicht in Zusammenhang gebracht“ (S. 324) wird. Trifft für die Kulturschicht zu, daß aufgrund steter Eingriffe und Durcharbeitung ihre Zusammensetzung während der Besiedlung nicht verläßlich abgeschlossen ist, so läßt sich dies nicht ohne weiteres auf die Deckschichten der Gruben übertragen, wie dies - oben schon angesprochen - hier geschieht: „Speziell für die Keramik gilt, daß die Deckschicht generell durchmischt ist, d. h. daß sich bei ausreichender Fundzahl dort Scherben sämtlicher Phasen finden“ (S. 324). Bei einer durchschnittlichen Pfostentiefe im Grabungsareal von rund 20 cm dürfte die Distanz zwischen Deckschicht bzw. Planum im anstehenden Boden und alter Oberfläche immerhin so erheblich sein, daß eine Grubenfüllung auf Planumsniveau in der Regel nicht mehr umgelagert oder durchmischt werden konnte, während sie bis zur Ablagerung selbstverständlich chronologisch heterogene Anteile aufnehmen konnte.

S. Sievers unterzog sich der undankbaren Aufgabe, gleichsam zusammenfassend eine Siedlungsstruktur unter chronologischen und funktionalen Aspekten nachzuzeichnen, bei der trotz respektablem Einsatz an Sorgfalt und Ideen vieles eben doch unsicher, mehrdeutig oder fragmentarisch bleibt. „Eine umfassendere Interpretation der Siedlungsstruktur des ... gegrabenen Streifens würde voraussetzen, daß wir über die Organisation und den funktionalen Stellenwert anderer Bereiche des Oppidums Bescheid wissen, was aber nicht der Fall ist“ (S. 335).

Es lohnt hier ein Vergleich mit dem Nachwort von F. Maier, der den urbanen Charakter Manchings nach siedlungsgeographischen wie rechtsgeschichtlichen Kriterien bekräftigt. Das „Schwinden der Lebenskraft des Manchinger Oppidums“ vor der späteren römischen Okkupation Rätiens habe im Gegensatz zu den Verhältnissen in Gallien eine „Nachblüte“ und Prägung der „Raumordnung der frühen Kaiserzeit“ verhindert (S. 480).

Im Nordscheitel der Umwehrung ist ein 30 m langes Stück des hier weitestgehend verschliffenen Walles mit gutem Erfolg untersucht worden, hier von H.-J. Köhler und F. Maier einprägsam vorgestellt (Beil. 14-16). Ein Wallstück war an dieser Stelle jüngerer Erosion einer in das Oppidum reichenden Bachsenke zum Opfer gefallen, die als „befahrbarer Wasserweg“ (S. 356) zur damals 1 km entfernten (S. 417 Anm. 10) Donau in Betracht gezogen werden kann. Die Befestigung ist, in Übereinstimmung mit älteren Befunden, dreiphasig, eine feinere chronologische Zuordnung der Phasen dabei nicht möglich. Von der ältesten rein horizontalen Balkenkonstruktion eines murus Gallicus mit Rampenhinterfüllung konnten noch die untersten beiden, miteinander vernagelten Holzlagen samt etlichen technischen Details gefaßt werden. Eine parallele Rinne im Vorfeld, zu klein für einen Wehrgraben, bleibt ungedeutet (S. 349; Beil. 14). Die beiden unter Wiederverwendung des Steinmaterials vorgeblendeten Fronten der Phasen 2-3, davon Phase 2 mit einem durchgehenden Fundamentgraben, sind Pfostenschlitzkonstruktionen. Nebenbei bemerkt wäre eine Erneuerung nur des Frontbereiches in der primären Technik auch nicht möglich gewesen. Der Befund dient auch als Grundlage für eine Berechnung des Materialaufwandes am murus Gallicus.

Bodenkundliche und geologische (H. Thiemeyer, R. Schramedei, K. Brunnacker; Beil. 18) sowie pollenanalytische Untersuchungen (H. Küster; Beil. 19), letztere quellenbedingt leider nur für die Zeit vor dem Oppidum, vermitteln weitgehende Einsichten über die Beschaffenheit des Naturraumes im Umfeld des Oppidums, das in einem alt besiedelten und anthropogen geprägten Areal entstand. N. Nieszery stellt die entsprechend älteren archäologischen Zeugnisse der Mikroregion vor, darunter insbesondere einige Grabfunde (Beil. 17) der Früh- (BZ A1/2) und Spätbronzezeit (BZ D). Erstmals mögliche botanische Makrorestanalysen durch H. Küster (Beil. 20) führten zum schon erwähnten Postulat von Getreideanbauflächen innerhalb des Oppidums. Vor dem Hintergrund einer punktuell erlöschenden Siedlungsform in Manching wird zumindest die Perspektive einer „Ackerbaukontinuität vom Spätlatène zum frühen Mittelalter“ (S. 449) im Großraum vorgestellt.

Die Schlußpublikation im zeitlichen Anschluß der umfangreichen Manching Grabungen zügig vorgelegt zu haben, ist schon für sich eine anerkennenswerte Leistung. Das vorliegende Werk verknüpft darüber hinaus eine Sichtung der bisherigen Manching-Forschung mit neuen, wenn auch unterschiedlich zu beurteilenden Ansätzen zu einer abgerundeten, gut aufbereiteten und insgesamt erfreulichen Zwischenbilanz.

Hans Nortmann, Trier

Horst Blanck, *Das Buch in der Antike*. Beck's Archäologische Bibliothek (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1992) 246 S., 121 Abb. Broschiert, 48,- DM.

Wenn ein Archäologe, der Herr ist über die wohl bedeutendste archäologische Bibliothek, die des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, über das Buch in der Antike schreibt, sind die Erwartungen des Lesers hoch. Sie werden - um es vorweg zu sagen - keineswegs enttäuscht, beim Rez. eher noch übertroffen. Die Themen reichen umfassend von der Geschichte der Schrift über das Schreibmaterial und seine Formen bis hin zu den antiken Bibliotheken. Eine knappe Inhaltsübersicht soll die Breite der Thematik zeigen, der die Tiefe nichts nachsteht.

Es beginnt ab ovo mit einem komprimierten Abriß zu Entstehung und Entwicklung der Alphabete (I). Zur „Kenntnis des Lesens und Schreibens“ (II) erfahren wir, daß der Analphabet in Athen seit dem 5. Jahrhundert, in Rom seit der späten Republik zur Seltenheit wurde; Schulen sind dort für die Zeit um 500, hier seit dem frühen 4. Jahrhundert überliefert. (Zu S. 33: Eine runde Schiefertafel ist abgebildet in: Die Römer in Hessen [Stuttgart 1982] 299 Abb. 235. - Unter die technischen Hilfen für Schüler zählt wohl auch das nicht sicher gedeutete Praeductale, *Journal of Roman Studies* 72, 1982, 99 22 und 27, an das zuletzt H. Drescher bei der Publikation zweier „Schreibblei“-Exemplare von Ostia erinnert hat, *Archäologisches Korrespondenzblatt* 18, 1988, 285 ff. Dabei ließ er spätarchaische „Bleistifte“ von Aegina unerwähnt, die H.-G. Bankel für Vorzeichnungen auf Architekturteilen in Anspruch nahm, *Archäologischer Anzeiger* 1984, 409 ff.)

„Die antiken Beschreibstoffe“ (III) - von Ostraka, Metallen usw. abgesehen also Holztafeln, Papyrus, Leder und Pergament - werden in Herstellung und Benutzung detailliert beschrieben. Im Kapitel zu Schreiben und Lesen (IV) wird das Schreibgerät aufgeführt: Griffel und Spatel bzw. Rohr - die Feder erst seit dem 6. Jahrhundert n. Chr.! - und Tinte. (In Trier vgl. zum Schreibgerät: J. A. Merten, *Funde und Ausgrabungen im Bezirk Trier* 14 = *Kurtrierisches Jahrbuch* 22, 1982, 14*-19*; 15 = 23, 1983, 27*-34*; 17 = 25, 1985, 27*-32*; zu Abb. 43: Trier - Kaiserresidenz und Bischofssitz. Die Stadt in spätantiker und frühchristlicher Zeit. Ausstellungskat. Trier [Mainz 1984] Nr. 94.) Das antike Lautlesen dürfte übrigens seinen letzten Nachhall bis in unsere Zeit gehabt haben in der katholischen Vorschrift, das lateinische Brevier „labialiter“ zu lesen.

Zu einem zentralen Thema kommen wir mit dem Kapitel über Rolle und Codex (V); im „Wettstreit“ mit der älteren Rolle (Abb. 56 steht auf dem Kopf) setzt sich auch für literarische Texte seit Martial der billigere und bequemere Codex durch. Bei den illustrierten Büchern (VI) kann es sich der Rez. nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß die Textbilder auf dem Oxforder Oxyrhynchos-Papyrus 2331 mit „Taten des Herakles“ (S. 109 f. mit Abb. 78) nicht eigentlich „anspruchlos“, sondern Karikaturen einer Herakles-Persiflage sind, wie P. Maas 1958 nachwies (dazu RE s.v. Grylloi, Suppl. IX 77).

Der Buchhandel (VII), in Athen seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. überliefert, sorgte für eine weite Verbreitung von Schriften; Ciceros „Verleger“ Atticus ist sogar eine uns gut bekannte Persönlichkeit. S. 127 beruht der Buchhandel in Trier auf einem Irrtum von T. Kleberg 1967, dafür gab es hier eine Bibliothek, in der Hieronymus Werke des Hilarius von Poitiers vorfand (S. 119). Das Gegenteil zur Verbreitung, die Verbrennung von Büchern, kann man über zweieinhalb Jahrtausende zurückverfolgen bis zum Sophisten Protagoras („Über die Götter vermag ich nicht zu wissen, ob sie sind oder ob sie nicht sind,...“).

Mit Kapitel VIII kommt Blanck zum Höhepunkt seiner Schrift, zu den Bibliotheken; in der Regel unterscheidet sich das Wort Bybliotheke vom Archeion, dem Archiv (das, ins Lateinische als Archium übernommen, erst seit der späteren Antike Archivum heißt). Die öffentlichen Bibliotheken beginnen im 6. Jahrhundert mit den Tyrannen Peisistratos von Athen und Polykrates von Samos; unter den Privatbibliotheken hatte die des Aristoteles ein besonders abenteuerliches Schicksal. In den bedeutendsten